

Wohin schiebe ich nun die Kinder ab?

Seine Briefe der Jahre 1916 bis 1923 zeigen Hermann Hesse als geläuterten Kriegsgegner

und Rabenvater

„Wo ein Werk geschaffen, wo ein Traum weiter geträumt, ein Baum gepflanzt, ein Kind geboren wird, da ist das Leben am Werk und eine Bresche ins Dunkel der Zeit geschlagen“, schreibt Hermann Hesse im Sommer 1916 an Stefan Zweig. Volker Michels hat einen Teil dieses Zitats den von ihm herausgegebenen Briefen Hesses aus den Jahren 1916 bis 1923 als Motto vorangestellt. Sie zeigen im Vergleich zum Vorgängerband einen anderen Hesse. Gründlich satt hat er den Krieg nun und sehnt sich nach Innerlichkeit und Konzentration auf die Kunst als Gegenpole zu Politik und äußerer Verwicklung. Besonders verhasst sind ihm alle Formen literarischer Kriegsbegeisterung: „Jeder von uns, der den Krieg loben und rühmen hilft, ist ein Verbrecher.“

Ein Großteil der Korrespondenz während der Kriegsjahre gilt seiner Arbeit für die deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich. Diese versucht er mit Literatur zu versorgen und geistig am Leben zu halten, wobei ein erzieherischer Impetus nicht zu überhören ist. Da er alles politische und militärische Schrifttum ausschließt, versteht er seinen Beitrag durchaus als Subversion gegenüber jenen deutschen Militärbehörden, denen er offiziell unterstellt ist.

Eher nüchtern und skeptisch beobachtet er von der Schweiz aus die deutsche Revolution und den Beginn der Weimarer Republik. Die deutsche Untertanenmentalität hält er für so unausrottbare, wie er

sich über die Versuche echauffiert, in Selbstmitleid zu ertrinken und die Schuld bei anderen zu suchen. Ein geduldiges Ertragen der Friedensbedingungen scheint ihm der gebotene Weg. Auch wenn seine Charakterisierung der Stimmung in Deutschland „wie bei Weltuntergang und kominndem tausendjährigem Reiche“ prophetische Züge zu haben scheint, ist

nicht zu übersehen, dass die scharfe politische Bestandsaufnahme nicht zu Hesses Stärken zählt. So sympathisch manch staatsablehnende Phrase anmutet, viel Verständnis für die Schwierigkeit eines politischen Neubeginns spricht nicht aus den Briefen.

Was Hesses Privatleben anbelangt, bezeugen viele Briefe eine krisenhaft erleb-

te Zeit. Der Tod des Vaters 1916 und die sich abzeichnende Trennung von seiner ersten Frau Maria führen zu Gesundheitszerrüttungen bis hin zu Selbstmordgedanken. Hesse flieht ins Tessin in die Einsamkeit, die er als für einen Dichter gemäße Lebensform rechtfertigt. Für seine drei Kinder kann und will er nicht sorgen, auch als sich abzeichner, dass seine Frau dazu gesundheitlich nicht mehr in der Lage ist. Die Versuche, die Kinder in Heimen, bei Freunden oder wieder bei seiner Frau unterzubringen, muten aus heutiger Sicht erstaunlich herzlos an, die Absage an familiäre und staatsbürgerliche Verpflichtungen zugunsten eines freien Dichtertums als leicht durchschaubares Stehlen aus der Verantwortung.

Das Lebens- und Zeitbild, das die Briefe insgesamt entwerfen, ist bei aller enerzierenden Larmoyanz Hesses durchaus eindrucksvoll, die fehlenden Gegenbriefe und die Vielzahl der Briefempfänger führen aber zu einem eher disparaten Leseerlebnis. Ist die sparsame Kommentierung durchaus angenehm, hätte man über die Auswahlkriterien des Herausgebers gern nähere Angaben gehabt, umfasst der stattliche Band doch nur einen kleinen Teil der erhaltenen Korrespondenz. Auf die Fortsetzung der Edition kann man trotzdem gespannt sein. THOMAS MEISSNER

Hermann Hesse: „Eine Bresche ins Dunkel der Zeit!“ Die Briefe. Bd. 3: 1916–1923.

Hrsg. Volker Michels. Suhrkamp. Berlin 2015. 669 S., geb., 39,95 €.

Frankfurter Allgemeine Zeitung
Seite 10

25.2.2016
Nr. 47